

Neuer Grabgang bei Eibensbach entdeckt

K. Walter Haug

Es lohnt sich, hin und wieder mal seine Ideen unter's Volk zu bringen (was selten genug geschieht). Auch wenn man nach seinem Vortrag froh sein kann, nicht mit Schimpf und Schande davon gejagt zu werden. Der Erfolg stellt sich manchmal ganz anders ein. So geschehen am 1.10.2008 im Gasthaus Zum Ochsen in Frauenzimmern am Stromberg, Thema des Vortrags

„Gab es Pyramiden im Stromberg? Was alte Steinbrüche in Schmie, Sternenfels, Kürnbach verraten“.

Leider tummelt sich bei solchen Vorträgen bei Heimatvereinen, hier dem traditionsreichen und gut beleumdeten Zabergäu-Verein, neben der großen Mehrheit meist sehr Interessierter und Zugeneigter auch irgendein Mensch, der aufgrund seiner Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt als ehrenamtliche Mitarbeiter ausgezeichnet ist und daher glaubt, seine besondere Treue zum Amt unter Beweis stellen und die Meinungsführerschaft an sich reißen zu müssen.

Da das Landesdenkmalamt in Stuttgart aus nicht nachvollziehbaren Gründen dem Fund megalithischer Cairns und ihrer Grabgänge hier im Zabergäu und Kraichgau kein Glauben schenken will - als ob das eine Glaubensfrage sei und nicht vielmehr eine wissenschaftliche - blasen diese Herrschaften nur zu gerne in dasselbe Horn.

Es ging hoch her, das kann man schon sagen. Doch die Vehemenz ging von jenen aus, die dem Referent nicht einmal die Gelegenheit boten, auf die provokativ gestellten Fragen überhaupt zu antworten und ihm mit neuen Fragen das Wort abschnitten. Da wurden die altbekannten Thesen von den ummauerten Abraumhalden, Pulverkammern und Bierkellern wie Monstranzen vor sich her getragen, die Fahne der autoritären Wissenschaft, die alles besser weiß, heftig geschwenkt.

Man musste sich schon schwer beherrschen angesichts der unbelehrbaren Einfalt, die hier lautstark zum Angriff blies.

Bestimmte Charaktere sind mit ihrer archäologischen Provinz offenbar so vertraut, dass das Provinzielle zur eigenen Identität wurde. Da stößt einem pseudogebildeten Zuhörer schon arg auf, wenn ein Vergleich der gemeißelten Steinbruchwände im Kraichgau mit ägyptischen Pyramiden-Steinbrüchen der Jungstein- und Bronzezeit angestellt wird, so dass er das sofort entrüstet abstreiten muss. Wieso eigentlich? Wie wenig belesen ist ein vorgeblich Geschichtsinteressierter, dass nicht einmal die Kunde von interkontinentalen Handelsbeziehungen und Kulturkontakten in der Jungstein- und Bronzezeit bis zu ihm gelangen konnte?

Aber da futtert man lieber bei Bier und Schorle sein Schnitzel und lässt den vermeintlichen Scharlatan da vorne munter seinen Blödsinn verzapfen. So was bekommt man ja im Fernsehen kaum zu sehen. S'war schon eine feiste Gaudi.

Und hinterher schreibt der Vereinsschreiber eine nette pseudokritische Rezension im Güglinger Amtsblatt und alles ist gegessen:

Pyramiden vor unserer Haustüre?

Gab es vor 2 1/2 tausend Jahren mächtige Pyramiden in Steinbrüchen am Rande des Zabergäus? Walter Haug ist davon überzeugt und hat beim Stammtisch des Zabergäuvvereins im „Ochsen“ in Frauenzimmern vor über 40 interessierten Besuchern seine These vorgetragen und mit Dias untermauert - im wahrsten Sinne des Wortes. Denn inmitten von ehemaligen Steinbrüchen, darunter in einem Steinbruch in Sternenfels und Kürnbach, hat er lange Mauern gefunden, in die Gänge - ca. 1,50 m hoch und 83 cm breit - hineinführen. Sind das Grabkammern?

Enttäuscht ist Haug, weil ihm in aller Regel keine Graberlaubnis für weitere Forschung erteilt wird. Vielleicht ließen sich Beweise von Bestattungen finden. Für Haug sind Mauerreste inmitten von Steinbrüchen, die zudem noch in geringem Abstand zur gewachsenen Felsformation verlaufen, nicht einfach zu Trockenmauern aufgeschichteter Abraum. Auch die teilweise relativ langen Gänge müssen eine Bedeutung haben. Sie waren, so die Meinung eines Diskussionsteilnehmers, Schutzbauten, in die sich die Steinbrucharbeiter zurückziehen konnten. Die Mauern dienten zum Abstützen des

Abbruchmaterials, das man im Steinbruch lagerte. Ist das die Erklärung?

Dass es in andern Ländern wie Italien und England Bauwerke mit Dolmen gibt, die wohl als Grabkammern gedient haben, mag man verstehen. Doch bis zu 250 m lange Pyramiden inmitten unserer Steinbrüche als grobe Stufenpyramiden anzusiedeln, war vielen Zuhörern etwas zu abenteuerlich und ließ Skepsis aufkommen. Die Vehemenz, mit der Walter Haug seine Ansicht vertrat, hat nicht gerade zur sachlichen Diskussion beigetragen, sondern war eher ein „Glaubenskrieg“, wie es ein Teilnehmer formulierte. Doch wer weiß, vielleicht pilgern wir eines Tages zu einer Pyramide vor unserer Haustüre?

Noch gibt es Forschungsbedarf. Bis jetzt scheint die solide Forschung Haugs Theorie im Reich der Phantasie anzusiedeln. (sz)

Da möchte man manchmal schon verzweifeln, wie autoritätsgläubig manche unserer lieben Landsleute doch sind. „Die solide Forschung scheint Haugs Theorien ins Reich bla bla bla“. Wie solide ist denn eine (staatliche) Forschung, die es bis heute nicht für nötig befunden hat, auch nur eine Minute in Grabungsarbeiten an südwestdeutschen Cairns zu investieren? Wer diesbezüglich nicht einmal forscht, hat doch am allerwenigsten verdient, als solide bezeichnet zu werden! Das Einzige, was bisher von Amtsseite kam, waren haltlose Thesen der hier zum überdrüssigsten Male wiederholten Art. Die Bitte um überfällige Forschungsgelder wagt man nicht einmal zu stellen. Diese Herrschaften haben noch nie einen Cairn der west- und nordeuropäischen Megalith-Kultur mit eigenen Augen gesehen, sind nie in ein Ganggrab hinein gegangen. Sie machen sich auch nie die Mühe, eines auf einer Urlaubsreise mal anzusehen, geschweige denn in der Fachliteratur oder im Internet.

Nur so kann man auf die abstruse Idee verfallen, Steinbrucharbeiter hätten Gänge gebaut, die völlig identisch mit Ganggräbern und deshalb ohne Mörtel gemauert sind. In der Jungsteinzeit kannte man den, wie allgemein bekannt ist, noch nicht.

In Deutschland aber wurde seit den Römern immerzu mit Mörtel gemauert. Pulverkammern deutscher Festungen wurden grundsätzlich solide mit mörtelverfugtem meterdickem Mauerwerk gebaut. Wäre dagegen tatsächlich mal das Pulver in solch einem locker geschichtetem Ganggrab hochgegangen, hätte von den Arbeitern unter den herab prasselnden Steinbrocken keiner überlebt. Sprengstoffkammern mussten schon im wilhelminischen Reich, der Zeit, in der die meisten Steinbrüche im Zabergäu und Kraichgau in Betrieb gingen, aus Beton gebaut werden. Das war die Vorschrift!

Und in Sandsteinbrüchen wurde sowieso nie mit Sprengstoff abgebaut. So dumm kann nur einer argumentieren, der sich mit Steinabbau überhaupt nicht auskennt. Man wollte den Stein unversehrt vom Fels trennen und nicht als Schotter und Splitt durch die Gegend fliegen sehen. Deshalb wurde nur mit der schonenden Bohr- und Keilsprengung gearbeitet. In Wikipedia steht diesbezüglich: „Immer seltener werden heute in Bohrlöcher [Explosivstoffe](#) eingebracht, die den Stein entsprechend abspalten (besser absprengen). Der Nachteil dieser Methode ist eine massive Schädigung der Steinblöcke, sowie hohe Kosten und Gefahren.“ - und das hier auf dem Land, wo man sowieso nicht so viel Geld hatte

Als Bierkeller waren die drückend engen Grabgänge völlig ungeeignet, da nicht einmal ein Bierfass hinein gerollt werden konnte.

Aber dieses sinnfreie Gefasel, gegründet allein auf Vermutungen und unzutreffenden Einschätzungen, ist ja „solide Forschung“. Warum kann sie dann kein einziges Dokument in der Fachliteratur, keine Zeugenaussage vorbringen, die beweisen würde, dass Steinbrucharbeiter wirklich solche Megalithgänge gebaut haben? Megalithische Ganggräber aus dem Westen und Norden Europas aber habe ich in meinem Vortrag im Dutzend vorgestellt, jeder konnte sich von der architektonischen Übereinstimmung überzeugen, nur bei den Unbelehrbaren ist die Erkenntnis offenbar abgeperlt, wie der Schaum auf ihrem Weizenbier.

Aber lassen wir's dabei bewenden. Denn ein Gutes hatte der Abend dann doch noch. Herr Keller, der freundlich den Vortrag unterstützende Vorstand des Vereins, gab mir so beiläufig den Tipp, dass

sie ja auch so eine „Pulverkammer“ in einem Steinbruch hier auf dem Stromberg hätten. Bei Nachfrage erfuhr ich sogar dessen Namen.

Ich fuhr also so bald als möglich hoch zum „Weißen Steinbruch“ bei Eibensbach und schaute mir das missachtete kleine Kunstwerk an... und war schlicht weg von den Socken. So eine wunderschöne Grabkammer in solch eigenartiger Architektur hatte ich nicht erwartet.

Aber beschreiben wir diesen „Steinbruch“ erst einmal in der gebotenen Sachlichkeit. Offiziell, so wie der Besucher aus den Informationstafeln vor Ort erfährt, lief der Steinbruchbetrieb nur von 1902 bis 1914, also gerade mal 12 Jahre. Dafür ist er enorm groß.

Ich vergleiche ihn mal mit der Steingrub von Sternenfels, ein Industriesteinbruch, der laut Urkunden schon im 16. Jahrhundert in Betrieb ging, vor allem im 19. und bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts extensiv ausgebeutet wurde und kaum größer ist, als dieser hier. Vor allem aber, er ist heute völlig leer geräumt, keine einzige Halde im Abbaugbiet!

Eine Meinung aus dem Publikum war denn auch, im Mittelalter hätte man nicht die Möglichkeiten von heute gehabt. Es wäre viel mehr Abraum angefallen als heute und der hätte nach Vorschrift im Steinbruch entsorgt werden müssen und zwar, indem man ihn ordentlich aufeinander schichtete.

Kommentar: Ein Gedankenspiel, das von keinerlei Beweiskraft getragen wird. Grundsätzlich sucht der Mensch, egal in welcher Zeit er lebt, die ertragreichsten Böden, die florierendsten Märkte und bezüglich Steinbrüchen, Gegenden, wo der Fels leicht erreichbar ist, also dicht unter der Deckschicht liegt. Der nicht verwertbare Abraum muss also abgeräumt werden, um an das Vorkommen soliden Gesteins zu kommen. Je weniger Abraum an einem vorgesehenen Steinbruch anfällt, umso besser. Gerade in vergangenen Zeiten hat es viel mehr leicht erreichbare Gesteinsvorkommen gegeben als heute. Heute sind diese schon längst ausgebeutet. Es war also gerade umgekehrt, als der Zuhörer dachte.

Der Abraum wäre auch schon von Anfang an nicht im Abbaubereich entsorgt worden, sondern außerhalb, da man ja im Bereich, wo die Steinquader heraus gebrochen, zerlegt und von Steinmetzen verarbeitet wurden, auch noch viel Platz zum Rangieren und Beladen der rustikalen Transportwagen benötigte. Früher wurden diese Karren ja noch von Ochsen gezogen, und diese mussten erst angeschirrt und dann so hin und her bugsiert werden, dass sie in Fahrtrichtung kamen. Dazu brauchte man viel Platz, der in jedem regulären Steinbruch auch vorhanden ist.

Schaut man sich dagegen an, wie seltsam eng es in den von uns als Felsnekropolen erkannten „Steinbrüchen“ zwischen Felswand und angeblichen Abraumhalden ist, kann man ausschließen, dass dort jemals so verfahren wurde.

Außerdem, der angebliche Abraum steht in keinem Verhältnis zu dem heraus gebrochenen Gestein. Wenn angebliche Halden fast vollständig den Steinbruch ausfüllen, muss sich jeder geistig gesunde Mensch fragen, für was die Steinbrucharbeiter überhaupt gearbeitet haben – nur um Halden aufzutürmen? Die bekannten Industriesteinbrüche im Kraichgau und Zabergäu besitzen im Vergleich zum Steinbruchareal nur sehr kleine Schutzzonen, die jeder Interessent mit dem Autor zusammen besichtigen kann.

Und diese normalen Halden sind tatsächlich geschüttet, also Schutthalden und keine Bauwerke aus trocken gemauerten Steinblöcken und -platten solider Qualität, die niemand als Schutt entsorgt, sondern nach all der Schufferei zum gebührenden Preis verkauft worden wären! Schutt oder Abraum wird auch nicht aufgeschichtet sondern weg geschüttet. Kein Mensch in der ganzen Menschheitsgeschichte ist jemals auf die Idee gekommen, Abraum zu ummauern, wie von „solider Wissenschaftsseite“ aus immer dusselig daher geredet wird. So ein Blödsinn kann nur behaupten, der noch nie in einem Steinbruch gearbeitet hat.

Die Felsnekropolen mit Cairns sind also nicht mit Steinbrüchen regulärer Art vergleichbar. Auch der „Weiße Steinbruch“ ist überhaupt nicht leer, sondern im Gegenteil fast völlig und bis knapp vor die Felswand von großen „Halden“ ausgefüllt. Und diese Halden (bzw. Hälde, wie sie in Flurnamen öfters vorkommen) sind die gesuchten Cairns.

Hälde ist, laut Sprachwissenschaft der Gebrüder Grimm, ein alemannisches Wort, also mindestens

seit dem 5. Jahrhundert nicht mehr in Gebrauch. Vermutlich hatte das Wort ursprünglich eine sakrale Bedeutung und geht auf die Wächterin des Totenreichs, die Göttin Holda oder Hel zurück. Ob die Hälde ursprünglich die Form von Stufenpyramiden oder megalithischen Grabhäusern hatten, müssen notwendige Grabungen ergeben.

In der größten Hälde dieser Felsnekropole findet sich denn auch die beschriebene Kammer.



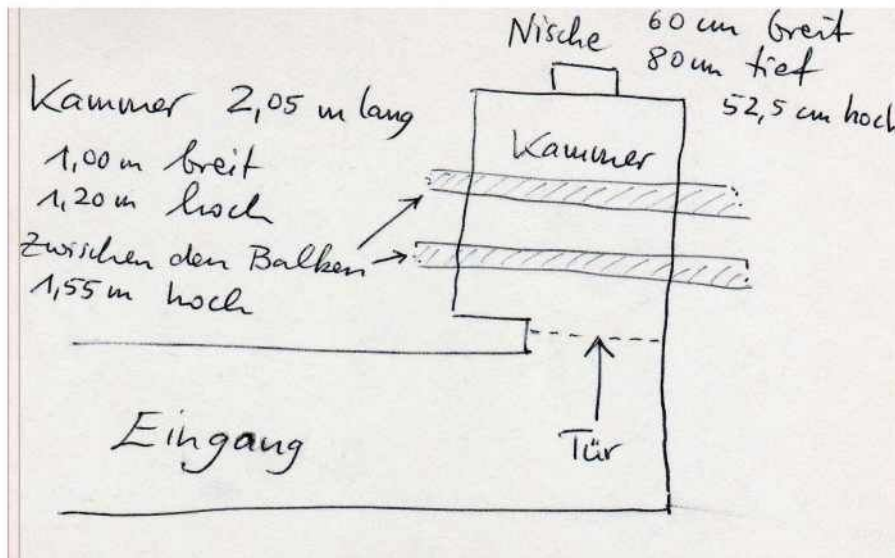
Als Cairn-Forscher hat man schon ein Auge dafür, wo sich die eingestürzten Kammern und Gänge in den, als Steinbruch missbrauchten, Felsnekropolen befinden bzw. befunden haben. Die meisten sind schon durch die Steinbrucharbeit unwiderruflich zerstört. Ein grauenhaftes Bild. Da die Gangwände grundsätzlich aus den besten Bausteinen, meist auch aus großen tonnenschweren Steinplatten bestanden, die Decken grundsätzlich aus tonnenschweren Felsplatten, dienten diese als einfach erreichbare Steinlieferanten. Man musste die Gänge lediglich in ihre Bestandteile zerlegen. Heute findet man daher bei den Cairn-Ruinen nur noch große Löcher am Rand der Baukörper vor. So auch beim Ganggrab von Eibensbach. Hier hat man, wie bei der Zwerchhälde von Sternenfels, die größte Strecke des Ganges abgetragen, nur noch das letzte Endstück ist vorhanden. Zum Glück, denn das dürfte auch die wichtigste Kammer gewesen sein. Von diesem Gang gingen offenbar zwei weitere Seitenkammern ab, von denen nur noch die Löcher vorhanden sind. Eine Wand in Form eines Monolithen ist das Letzte, was übrig blieb.

Hier erkennt man die Entstehungsweise der sog. „Pulverkammern und Bierkeller“: Die Steinbrucharbeiter haben nicht alle Ganggräber zerstört, sondern einige wenige Kammern übrig gelassen, in denen sie ihre Werkzeuge aufbewahren konnten. Man brachte sogar Scharniere an den Steinpfosten an und verschloss die Kammern mit Türen. Das wird heute so dargestellt, als hätten sie diese Gänge auch selbst gebaut.

Aber im 19. Jahrhundert wären andere Architekturen und Konstruktionsweisen zum Zuge gekommen, etwa mit Mörtel gemauerte Gewölbedecken, wie man sie in sog. „Wengerthäusle“ und echten Bierkellern dieses Jahrhunderts antrifft.



Der bekannte Sachbuchautor Uwe Topper, Cairn-Forscher aus Überzeugung und immer wieder auf Explorationen dabei, hat die Eibensbacher Kammer vermessen und eine Planskizze angefertigt. Die eigentliche Kammer liegt also am Gangende links um die Ecke. Solche L-förmigen Ganggräber kennt man auch aus dem Morbihan in der Bretagne. Die Kammern in Kürnbach und auf dem Würzburger Marsberg sehen ebenfalls so aus.



Was ihm sofort auffiel, war die seltsame Deckenkonstruktion, welche aus zwei tonnenschweren Steinbalken besteht, auf die große Steinplatten gelegt wurden.



Besonders die Dachneigung ist frappierend und wurde wohl einer Hütte nachgebildet, in Megalithgängen war sie bisher noch nicht nachweisbar. Hier hat man offensichtlich rustikale Architektur nachgeahmt, Bauweise, die schon in der Jungsteinzeit ausgeführt wurde. Auch im Heimbs-Gang auf dem Würzburger Marsberg gibt es eine kleine Seitenkammer, die eine schräge Balkendecke aus Stein hat.



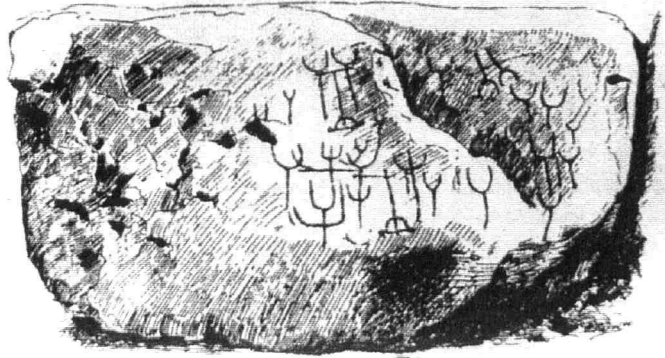
Die Etrusker Altitaliens sind ebenfalls dafür bekannt. Bei ihnen findet man in den Tuffstein-Grabkammern die Decken aus dem Fels gehauen, und zwar mit Balken und Schindeln verziert, wie in ihren Wohnhütten. Auch die Holzpfeiler wurden mit steinernen Säulen nachgeahmt.

Es gibt ein wunderbares Buch, „Die Etrusker waren Süd-Kelten“ von Otto Neeracher. Dort werden die verblüffenden kulturellen Ähnlichkeiten ausführlich beschrieben.

Bei der Auswertung der Fotos fielen Uwe Topper eingravierte Zeichen auf einem der Steinbalken an der Decke der Kammer auf. Bei der weiteren Suche konnte festgestellt werden, dass auch der oberste Steinbalken über der Nische sowie der andere Deckenbalken diese Ritzungen besitzt. Die Zeichen erinnern an Omegas, 3er, W's, die zu Triskeln, Blumen und anderen Formen sich vereinen.



Zufällig Abblättern des Steins schließen sich aus, da die Oberfläche anderer Steine glatt ist.



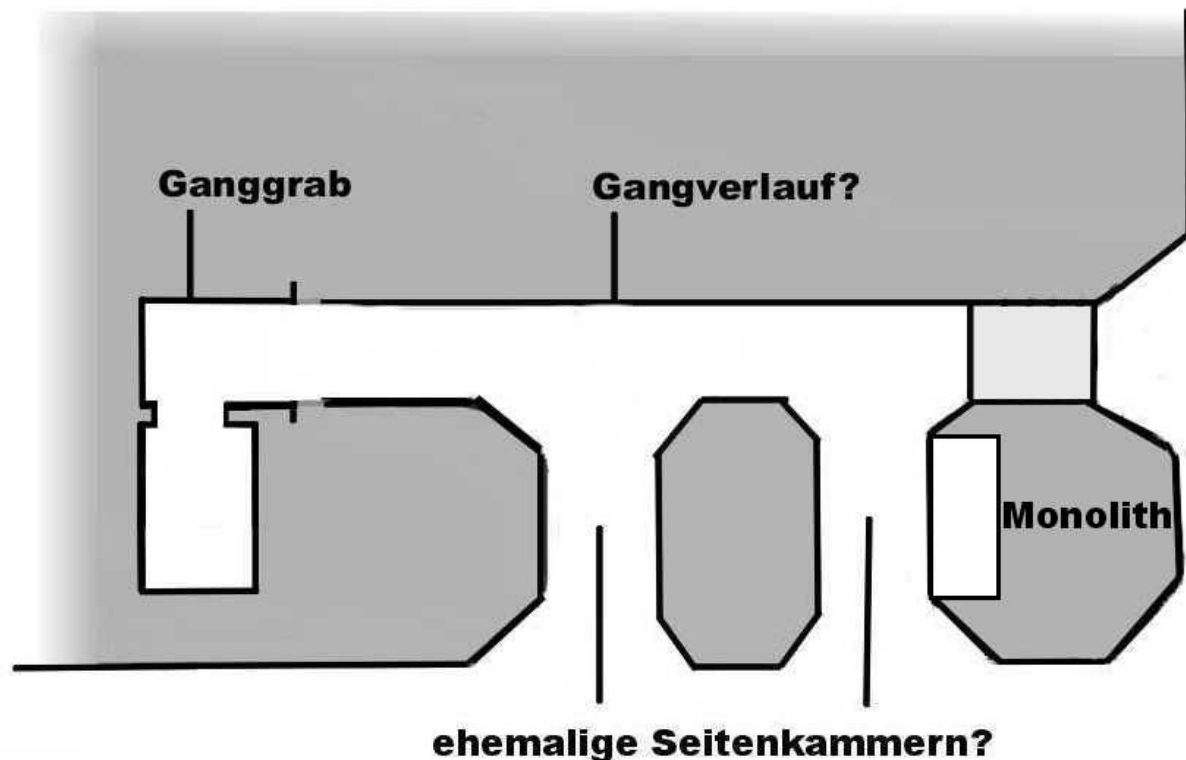
Offenbar sind die meisten dieser Zeichen Symbole für Hörner oder Joche. Sie sollen wohl die Besitztümer des Bestatteten versinnbildlichen. Gleiche Hornsymbole kennt man als Steingravuren aus dem Megalithgrab bei Züschen/Hessen. Auch dort sind die Zeichnungen auf den Steinplatten des Grabes angebracht. Diese Ritzungen wären allerdings die erste Petroglyphen, die man in einer Cairn-Kammer in Deutschland gefunden hat.



Die Nische in der Rückwand der Kammer ist sehr beeindruckend, aber auch nicht einzigartig. Wir kennen Nischen in Kürnbach sowohl im Megalithgang, als auch im Felsgang. In Würzburg fanden wir eine große Nische im Heimbs-Gang.

Das Besondere der Eibensbacher Nische ist der eingefügte Steinbalken unter dem oberen Inschriftenstein. Dadurch wirkt sie wie ein Kamin. Welche Funktion diese Nischen hatten, wissen wir naturgemäß nicht mehr. Denkbar sind, wie in Katakomben, Urnen, die man dort hinein stellte, oder Opfergaben, welche man dort deponierte. Da diese Kammer, wie alle anderen, die's heute noch gibt, von Steinbrucharbeitern als Werkzeug- und Speisekammer benutzt wurden, dürften auch die einst dort verstreuten Scherben und anderen Relikte stubenrein hinaus gefegt worden sein. Schwaben machen das so.

Cairn-Gang bei Eibensbach im Weißen Steinbruch



Der Zabergäu-Verein könnte ganz einfach die prähistorische Entstehung dieses Ganges beweisen, in dem er nämlich mit seinen zahlreichen Mitgliedern eine Grabung organisiert. Es muss nicht gleich die Ausgrabung der eingebrochenen Grabkammer im Cairn dahinter sein, die zum Glück noch übrig ist und vermutlich ungestörte Grabbeigaben enthält. Eine leichtere Aufgabe könnte die Freilegung des ganzen Verlaufs des Grabgangs zum Ziel haben, denn die Fundamente sind immer noch vorhanden, vermutlich auch die der Seitenkammern. Einen ähnlichen Gang, ebenfalls mit Seitenkammern, kennen wir von der Marsberg-Nekropole bei Würzburg, den Heimbs-Gang. Dass dort die Cairns bis zu 250 Meter lang sind, bot in Frauenzimmern Anlass, an unseren Forschungsergebnissen zu zweifeln. Solche Monumente erschienen einigen der Anwesenden einfach zu groß. Wenn aber ähnliche Langgräber in Polen (bei Boitin) gefunden werden, die auch über 200 Meter lang sind, dann wird das als selbstverständlich hingenommen. Nur bei uns wundert 's die Leut'. Kann uns einer verraten, warum?

Ergänzend zu diesem Artikel hat uns Karl Heidinger, Ex-Vorstand des Heimatvereins Sachsenheim, den 1. Teil der „Geschichte des Strombergs-Stubensandsteins“ zugesandt, die in der Zeitschrift des Zabergäuvvereins erschien (Jahrgang 1968, Heft 4, der II. Teil erschien 1969, Heft 3). Der Autor ist Otto Linck (1892 - 1985), von 1934 bis 1957 Forstmeister in Güglingen. Darin zitiert er einen Augenzeugen des damaligen Steinbruchbetriebs, der, wie gesagt, nur von 1902 bis 1914 dauerte. Der Besucher im Steinbruch 1907 war der zitierte E. Mayer.

Wir dürfen uns sehr bedanken für die außerordentlich informative Schrift. Hier haben wir einen Augenzeugen des Steinbruchbetriebs, der eindeutig schildert, wie der Abraum beseitigt wurde. Er kam nicht im Bruchbereich zu liegen, wo er nach Ansicht der Kritiker die heute dort stehenden Cairns bilden soll, denn E.Mayer bezeugt: „Der ungeheure Abraum wurde, wie ich mich von einem Besuch des Bruchs im Jahre 1907 erinnere, mit einer Rollbahn über die heute noch vorhandene hohlwegartige Einfahrt des Steinbruch gefahren und über die Hangkante gekippt. So entstand der hohe Schutthang.“ Den habe ich persönlich gesehen, als ich mich von unten dem Steinbruch näherte und den sehr steilen Abhang hoch stieg.

Die These vom im Bruchbereich entsorgten Abraum hat sich damit erledigt.

„Im Jahre 1902 begannen im Raum einer gemeindeeigenen kleinen Sandgrube zunächst drei kleinere Unternehmer aus Pfaffenhofen... Stubensandstein zu brechen.“

Als Sandgrube kann die alte Felsnekropole durchaus benutzt worden sein. Die ganzen Felswände sind rundum immer noch mit jahrtausendealtem Erosionsschutt bis fast zur Felskante hoch zugedeckt – bestimmt einige 1000 Tonnen Sand in verschiedener Körnung. Nicht die Cairns waren zugedeckt, sondern die Felswände. Der Autor schreibt weiter:

„Über dem abbauwürdigen Stein lagen als Abraum etwa 6 m graue und violette Mergel mit der Zwischenschicht der unbrauchbaren sog. Brecciensandsteine“. Der Mergel zerbröselt sehr schnell und lagerte sich vor den Felswänden ab. Das muss der Sand gewesen sein, den die Gemeinde zur Verwendung hatte. Falls er nicht die gewünschte Körnung besaß, konnte er in einer der zahlreichen Sandmühlen der Umgebung klein gemahlen werden.

Der Ostteil der Felsnekropole blieb damals offenbar weitgehend unbehelligt, was die Felswände betrifft, der Hauptabbau geschah, was deutlich zu sehen ist, im Westen, wo vermutlich auch der erste Sandabbau vor den Felswänden stattgefunden hatte. Nachdem man den Sand vor den Felswänden beseitigt hatte, war es logisch den Stein dahinter abzubauen. Nur im Westen war es möglich, da der oben verlaufende Weg nicht tangiert wurde. Nur hier konnte der Steinbruchbetrieb der Jahre 1902-14 stattfinden.

Im Westen dagegen plünderte man offensichtlich nur die Cairns, trug die gut behauenen Fassadensteine ab, riss die Gänge auseinander.

Die Schilderung des Zeugen ist so präzise und detailliert, dass man sie als repräsentative Beschreibung für den Beginn der Steinbrüche jener Jahre nehmen kann, die wilhelminische Zeit mit ihrem Bauboom, der eine große Zahl von Steinbrüchen erforderte. Die meisten, wenn nicht alle, dürften aus uralten Felsnekropolen heraus entstanden sein, die anfangs nur als Sandlieferanten dienten. Der Stubensand war damals, vor der Erfindung von Linoleumböden und Bodenreinigern, die verbreitetste Methode, den Dreck, den die Bauern an ihren Schuhen mit in die Stube gebracht hatten, zu binden, damit man ihn hinaus kehren konnte.

Den Sand fand die Sandbauern vor den Felswänden angehäuft, Erosionsschutt, der im Laufe der Jahrtausende so mächtig angewachsen war, dass er fast die ganze Höhe der Felswände bedeckte. Das erklärt auch, warum an manchen Felswänden diese Schutthänge hoch empor ragen, an anderen aber fehlen. Dort hatte man sie zur Sandgewinnung abgebaut.

Auf dem Marsberg bei Würzburg z. B. sind fast alle Felswände mit Schutt haushoch bedeckt. Daran kann man erkennen, dass die Felswände niemals abgebaut wurden, sondern immer nur die mächtigen Monumente aus riesigen Steinquadern, die heute noch kreuz und quer oder wirt gestapelt liegen, so wie der Raubbau der Steinbrucharbeiter sie hinterlassen hat.

Nicht weit entfernt steht auch das Römermuseum in Güglingen. Dort fanden wir im Vorraum eine Info an der Wand, dass 1936 im nicht weit entfernten Lauffen a. N. in einem Steinbruch der Firma Stahl ein römisches Grab mit einer 2 m langen Reliefplatte gefunden wurde – in einem Steinbruch der Römerzeit! Nicht nur die Ägypter, Perser u.s.w., auch die Römer und Etrusker bestatteten ihre Toten im Fels, wieso nicht auch die Kelten? Das Eisen zur Steinbearbeitung hatten sie (siehe Artikel „Reichte das Verbreitungsgebiet britisch-bretonischer Cairns bis nach Deutschland?“).